

ES KLOPFT GEGEN DIE RIPPEN

Juliana Ernst, Corvinianum Northeim 10c

Ich schließe die Augen und sehe mich noch genau,
ein Kind, für das die Welt niemals staubig war oder
grau.

Ich war eine Tänzerin, ich kannte keine Schwere,
ich war der Wind, das Licht und die Unendlichkeit
der Meere.

Ich hatte keine Angst vor dem Fallen oder dem
Spott,
mein innerer Rhythmus war mein Gesetz und mein
Gebot.

Ich tanzte auf dem Asphalt, als wär' es Samt und
Seide,
völlig egal, ob man mich bewunderte oder benei-
dete.

Wenn sie tuschelten, wenn sie Gift in meine
Richtung spien,

ließ ich die Worte einfach wie Nebel an mir
vorüberzieh'n.

Ich war laut, ich war bunt, ich war ein wildes
Versprechen,

keine Mauer der Welt konnte meinen Willen
damals brechen.

Wo bin ich hin? Diese Kraft, die keine Schatten
kannte,

die lachend durch den Regen in ihre Freiheit
rannte?

Es war kein Knall, der dieses Leuchten erstickt
hat,

es war ein ständiges „Sei leiser“, das mich klein
gemacht hat.

Ein falscher Blick hier, ein gemeines Lachen dort,



und plötzlich war die Unbeschwertheit ein ver-
lorener Ort.

Ich habe gelernt, meine eigenen Schritte zu
zählen,
die Worte in meinem Mund wie Waffen oder
Schilde auszuwählen.

Aus dem Tanzen wurde ein vorsichtiges Gehen
auf Zehenspitzen,
um bloß nicht in den Rissen eurer Erwartungen
zu sitzen.

Ich habe die Farben gedimmt, habe die Stimme
gesenkt,
weil ich dachte, dass man mir nur so ein biss-
chen Beachtung schenkt.

Es ist die Angst vor dem Urteil, die wie Blei an
mir klebt,

während ich nur noch die Version zeige, die
man eben so lebt.



Und heute? Heute stehe ich hier, ein Mensch in der Menge,
gefangen in meiner eigenen, selbstgewählten Enge.
Zuhause ist der Tisch oft ein Feld aus Glas und aus Pflicht,
und ich lerne: „Zeig bloß dein wahres Gesicht hier nicht.“
Die Angst vor dem Ärger, die Angst, dass man mich nicht mehr liebt,
ist der Motor, der mir ständig neue Masken unterschiebt.
Ich verstelle mich so oft, bis ich den Ursprung vergesse,
und gar nicht mehr weiß, wer ich ohne die Rollen eigentlich bin.
Ich sah euch an, während ihr mir das Herz aus der Brust brantet.

Meine tiefste Angst ist nicht, dass man mich vielleicht hasst,
sondern die Angst, dass ich mich selbst im Dunkeln verpass'.
Dass ich irgendwann aufwache und feststellen muss:
Von der Tänzerin blieb nichts übrig als Schweigen und Verdruss.
Ich habe mich so oft verbogen, um irgendwo dranzustehen,
doch am Ende kann ich mich selbst nicht mal mehr im Spiegel ansehen.
Ich vermisse die Freiheit, keine Bestätigung zu brauchen,
während ich heute im Ozean der Erwartungen versuche unterzutauchen.
„Bin ich zu viel? Bin ich zu laut? Bin ich genug?“
Jeder Tag ist ein vorsichtiger, erschöpfender Betrug.

Doch tief unter der Haut, unter der Schicht aus Beton,
da schwingt er noch immer, dieser uralte Ton.
Das kleine Mädchen, sie ist nicht einfach gestorben,
sie ist nur in den Tiefen der Vorsicht verborgen.
Sie klopft gegen die Rippen, sie will wieder hinaus,
sie will endlich wieder tanzen, aus diesem Käfig heraus.
Sie fragt mich: „Wann hast du angefangen, dich so sehr zu schämen?
Wann hast du aufgehört, dir deinen Platz einfach zu nehmen?“
Und ich spüre die Wut und ich spüre den Schmerz,
und den ersten echten Schlag in meinem versteckten Herz.
Es ist Zeit, das Konstrukt der Lügen endlich zu sprengen,
und mich nicht länger an die Meinung der anderen zu hängen.
Vielleicht bedeutet Wahrheit, am Anfang alleine zu stehen,

aber es ist besser, als blind durch das eigene Leben zu gehen.
Es wird Zeit, dass ich mich aus dem Schatten befrei',
und die Tänzerin in mir sagt: „Ich bin endlich bereit.“
Doch leider kenne ich den Geschmack von Glas noch zu gut.
Ich schlucke die Scherben einfach runter.
Und nenne es...
Mut.

